

SARAH ALDERSON



LILA'S SECRET

*trügerische Nähe*

Ravensburger

»Darum geht es nicht, Lila. Er macht sich wirklich Sorgen. Du tauchst hier wie aus dem Nichts auf und hast nur die Sache mit dem College als Ausrede anzubieten. Das ist zu schwach.«

»Das war keine Ausrede ...«, fing ich an, aber selbst in meinen Ohren klang das nicht überzeugend.

Alex legte den Kopf schief und schenkte mir ein halbes Lächeln. »Lila, wie lange kenne ich dich schon? Meinst du nicht, dass ich dich innerhalb einer Sekunde durchschauen kann?«

Ich hoffte nicht. Sonst würde ich noch echte Probleme bekommen.

»Hör mal«, fuhr er fort, »du brauchst jetzt nicht darüber zu reden. Du bist hier und kannst bei uns bleiben, solange du es für nötig hältst. Ich kann dir Jack für eine Weile vom Leib halten, aber irgendwann wirst du ihm alles erzählen müssen. Er ist schließlich dein Bruder.«

Solange ich es für nötig hielt? Ob er ahnte, dass das für immer sein konnte?

Aber Alex hatte Recht, ich musste mit Jack reden. Musste ihm klarmachen, dass ich kein Kind mehr war. Dass ich hier in den Staaten studieren würde und er mich nicht davon abhalten konnte. Notfalls würde ich in den sauren Apfel beißen und noch ein Jahr in London in der Schule abhängen, aber am Tag nach dem Examen wäre ich wieder hier.

Die Verandatür schwang auf und Jack trat zu uns. Er klopfte Alex leicht auf die Schulter, als wollte er sagen: *Danke, Kumpel, jetzt übernehme ich*. Alex begriff und ging in die Küche zurück. Ich wollte ihm folgen, aber Jack stellte sich dicht neben mich. Ich lehnte den Kopf an seine Schulter und seufzte.

»Tut mir leid, Schwesterchen. Ich hab deine E-Mail bekommen und mir Sorgen gemacht. Das ist alles. Dachte natürlich, dass irgendetwas Schlimmes geschehen sein musste, wenn du so überstürzt abreist. Es ist überhaupt nicht dein Stil, so davonzulaufen.«

»Ich bin nicht davongelaufen. Nur woandershin gelaufen. Das ist ein Unterschied.«

»Aber gelaufen bist du, Lila.«

»Es ist nichts passiert, Jack. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Natürlich mache ich mir Sorgen. Jeden Tag. Du bist schließlich meine kleine Schwester.«

»Ich bin nicht mehr klein.«

»Du wirst immer meine kleine Schwester bleiben.«

Dem konnte ich nicht widersprechen.

»Ich bin wirklich froh, dass du hier bist, Lila.« Er küsste mich auf das Haar. »Du hast mir gefehlt. Du kannst natürlich bleiben, solange du willst, eine Woche, zwei Wochen, wie auch immer. Darüber reden wir morgen Früh.«

*Eine oder zwei Wochen?* Schon beim bloßen Wort *Woche* wurde mir vor Empörung

glühend heiß. Eine Woche oder zwei Wochen? Das war nicht mal annähernd das, was ich im Sinn hatte!

Kurz nach zwei Uhr fuhr ich aus dem Schlaf hoch. Ich setzte mich aufrecht hin und presste das Kissen vor die Brust. Mein Herz schlug wie rasend, als hätte ich einen Sprint durchs Gelände hinter mir. Es dauerte eine Weile, bis ich mich auf meine Umgebung besinnen konnte. Allmählich normalisierte sich meine Herzfrequenz wieder und der Adrenalinspiegel sank. Ich schwang die Beine aus dem Bett, blieb eine Weile auf der Bettkante sitzen und starrte in die Dunkelheit.

An lebhafte Träume hatte ich mich inzwischen gewöhnt. Nach dem Tod meiner Mutter hatte ich monatelang denselben Albtraum gehabt: Meine Mutter floh in Todesangst durch das Haus. Ihr Kleid war blutdurchtränkt. In diesen Träumen war immer ich es, die sie jagte, die beobachtete, wie sie in ihrer Panik gegen die Möbel stieß und wie blind weiterstolperte, bis sie auf der untersten Treppenstufe strauchelte und stürzte. Und von dort blickte sie über die Schulter zu mir zurück und schrie und schrie, bis mich ihre Schreie aufweckten.

Der Albtraum war normalerweise schon schlimm genug, aber heute Nacht war er anders gewesen. Die Handlung war zwar immer noch dieselbe, doch dieses Mal lief der Traum gewissermaßen in HD-Qualität ab – er war so lebensecht, dass ich das Blut *riechen* konnte. Es roch wie Kupfer, Rost und überreife Kirschen. Ich sah selbst die feinsten Wirbel der Holzmaserung an den Säulen und Handläufen des Treppengeländers. Hatte die Normalversion immer damit geendet, dass meine Mutter am Fuß der Treppe stolperte, über die Schulter zu mir zurückblickte und zu schreien anfang, so gab es jetzt einen entscheidenden Unterschied: Ich schwebte irgendwo über ihr und beobachtete, wie sie starb. Und dann sah ich mich selbst, in meiner Schuluniform und mit zerrissenen Strümpfen. Mein Gesicht war bleich, die Augen waren weit aufgerissen und ich hielt das Messer in der Hand, mit dem ich einem der beiden Straßendiebe beinahe das Auge ausgestochen hätte. Von der gezackten Klinge tropfte Blut und rann warm und klebrig über meine Hand.

Erst dann war ich aufgewacht.

Ich fuhr mit den Händen durch das Haar und zog das Haarband heraus. Wasser – ich musste etwas trinken. Ich musste die furchtbaren Bilder aus meinem Kopf vertreiben, und wenn ich schon dabei war, auch aufhören, mir ständig darüber Gedanken zu machen, was ich dem Jungen in London beinahe angetan hatte.

Auf Zehenspitzen schlich ich durch den Flur. Unter Jacks Zimmertür drang kein Licht hervor. Auf keinen Fall wollte ich ihn aufwecken, denn er musste heute sehr früh aufstehen. So leise wie möglich schlich ich die Treppe hinunter. Ein paar Stufen knarrten

entsetzlich. Auf halbem Weg blieb ich stehen und lauschte – aber aus seinem Zimmer war nichts zu hören. Offenbar war es kein Kunststück, einen Agenten dieser angeblichen Eliteeinheit auszutricksen.

Der Linoleumboden der Küche quietschte unter meinen nackten Füßen. Ich blieb einige Minuten lang unbeweglich vor dem Kühlschrank stehen, starrte auf das Foto meiner lachenden Mutter und brannte es mir ins Gedächtnis ein, um die schlimmen Bilder meines Albtraums zu vertreiben. Vielleicht hatte Jack das Foto aus demselben Grund dorthin gehängt – um andere, schlimmere Bilder zu übertünchen. Schließlich öffnete ich die Kühlschranktür. Wohltuende kalte Luft schlug mir entgegen.

»Du bist doch nicht etwa hungrig?«

Unwillkürlich japste ich auf und schlug mir die Hand vor den Mund, um einen Aufschrei zu unterdrücken.

»Was ...? Verdammt ...! Du hast mir einen Heidenschreck eingejagt!«, flüsterte ich wütend. Meine Knie waren weich und ich musste mich an der Kühlschranktür festhalten, bis sich mein Herzschlag wieder normalisierte. Noch mehr Adrenalinschübe dieser Art und ich würde einen bleibenden Schaden davontragen.

Alex stand höchstens eine Handbreit entfernt hinter mir. Der Himmel mochte wissen, woher er kam und wie er sich dermaßen leise hatte anschleichen können. Ich musste meine Meinung über die Qualität der Recon-Ausbildung wohl überdenken. Langsam drehte ich mich um, schoss ihm einen wütenden Blick zu und taumelte zum Tisch.

»Sorry«, sagte er, während er nach dem Schalter tastete und das Licht anschaltete.

»Schon okay«, murmelte ich und blinzelte geblendet in die Helligkeit. »Hab nur nicht mit dir gerechnet. Ich hab gedacht, du wärst längst nach Hause gegangen.«

»Na ja, wir ... hm ...«, sagte er so zögernd, dass ich unwillkürlich aufblickte, »wir hatten ein kleines Problem im Camp. Jack musste sich darum kümmern, deshalb hat er mich angerufen. Ich habe hier auf dem Sofa geschlafen, für den Fall, dass du aufwachst. Weil du dann nicht gewusst hättest, wo er ist.«

Ich grinste und schüttelte spöttisch den Kopf. »In solchen Fällen reicht ein kleiner Zettel völlig aus.«

Er trug immer noch die Jeans, dazu nur ein weißes Shirt. Ich konnte den Blick kaum von seinen Schultern und Armen losreißen. Am Oberarm entdeckte ich dieselbe Tätowierung, die auch Jack hatte. Am liebsten hätte ich sie berührt.

Als ich meine Gedanken endlich wieder in jugendfreie Zonen gezwungen hatte, bemerkte ich seinen fragenden Gesichtsausdruck. Plötzlich fiel mir ein, dass ich nur ein T-Shirt trug, das kaum meine Oberschenkel bedeckte. Wenigstens reichte es knapp über die blauen Flecken, die ich vom Zwischenfall in London davongetragen hatte. Aber sein Blick war weder auf meine nackten Beine noch auf die Ränder der Blutergüsse gerichtet.

»Hey – das T-Shirt kenne ich doch!«

Oh. Mein. Gott. Ich krümmte mich innerlich vor Verlegenheit zusammen. Heißes Blut schoss mir in die Wangen; trotzdem zog ich so lässig wie möglich das T-Shirt ein wenig vom Körper weg und betrachtete es, als wunderte ich mich, was um alles in der Welt ich auf dem Leib trug. Als würde ich mir nicht fast jeden Abend genau dieses T-Shirt über den Kopf streifen. Ich hatte ja nicht ahnen können, dass sein früherer Besitzer mich darin mitten in der Nacht überraschen würde.

Ich versuchte es mit unschuldigen Rehaugen. »Was – meinst du etwa diesen alten Fetzen hier?«

Er starrte auf das verblasste Logo der Washington State University, das auf der Vorderseite aufgedruckt war, und runzelte die Stirn. Ich wünschte, es wäre völlig ausgewaschen worden. »Ja, klar, das gehörte mal mir, da bin ich ganz sicher«, sagte er.

»Echt?« Meine Stimme lag plötzlich eine Oktave höher. Ich senkte sie schnell wieder ab auf Normalhöhe. »Ich hab es für eine von Jacks alten Klamotten gehalten. Es lag irgendwo herum und ich hab es sozusagen ... adoptiert.«

Ich überprüfte die Wirkung dieser genialen Ausrede mit einem schnellen Seitenblick.

Gut. Er sah definitiv verwirrt aus.

»In dem T-Shirt lässt es sich prima schlafen«, erklärte ich munter weiter.

»Ja, das sehe ich.« Endlich lächelte er wieder.

Ich sprang auf. Ein Themenwechsel war überfällig, bevor ich vor Verlegenheit tot umfiel. »Wie wär's mit einer Tasse Tee?«

»Ja, gern, danke.«

Während ich den Wasserkocher füllte, spürte ich seinen durchdringenden Blick im Rücken.

»War es denn wirklich so schlimm?«, fragte er.

Ich drehte mich um. »Schlimm? Was meinst du?«

»London. Mit deinem Vater zusammenzuleben. Ich sehe doch, dass du nicht glücklich bist. Und aus deinen E-Mails kann man das ebenfalls herauslesen. Jetzt erzähl mir doch endlich, was wirklich los ist.«

Mir fiel fast der Wasserkocher aus der Hand. »Was los ist? Nicht viel. Ich fühle mich dort eben einfach nicht zu Hause.«

Alex gab keine Antwort.

Wie sollte ich es ihm erklären? Sollte ich ihm etwa erzählen, dass ich nur deshalb so unglücklich war, weil ich nicht bei ihm sein konnte? Unmöglich. *Würg*. Das war alles total kompliziert! Vor allem, weil sein Blick so intensiv auf mich gerichtet war. Das machte es superschwierig, einem halbwegs vernünftigen Gedankengang zu folgen. Ich schaute zu Boden.